

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 269.

Samstag, 1. Oktober

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



27. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Draußen hatte man inzwischen den Mechanismus — nach einigen vergeblichen Versuchen — wieder spielen lassen und trug Sorge, das unerwünschte Zuschneiden der Tür zu hindern, indem man die Lausrinne derselben mit Papier und Spänen füllte. Die Polizisten erlaubten niemand, vorher die Öffnung zu durchschreiten. Bedend vor Ungebuld, standen die Beteiligten davor. Der Duke hatte ihnen zugerufen: „Sie ist hier — ohnmächtig — aber anscheinend ohne Schaden . . .“

„Ich will — will — zu meinem Kinde!“ grollte der Senator.

Noch die Polizei blieb — auch in Frankreich — unerbittlich.

Der Herzog — wie froh war er, daß er stets ein Fläschchen mit dem belebenden Spezialparfüm bei sich trug — rieb still, stetig und als ob er sein Lebtag Samariter gewesen wäre, Schläfen und Halsschlagadern seines „Opfers“ — wie er in diesem Augenblick Brigitte reumütig nannte. Sie schlug die Augen auf mit einem kleinen, glücklichen Lächeln, gerade in dem Moment, als Holm an ihr Lager trat — auf dessen Rand sich Gonse niedergelassen hatte. Aber als sie den Vater sah, schloß sie die Lider wieder, und der Ausdruck ihres bleichen Gesichtchens wurde resigniert.

„Wieder ein Traum“, murmelte sie enttäuscht, „und ich dachte, sie hätten mich endlich gefunden.“

Gitta — Mädel — ich bin aber wirklich hier . . .“

Der Senator streichelte die Locken seiner Tochter mit so realer Zärtlichkeit, daß Brigitte es wagte, die Augen wieder zu öffnen.

„Papa!“ rief sie, sich aufrichtend, juchzend aus. — „Oh, lieber Papa! Wo kommst du her? Nun habe ich keine Angst mehr!“

Und zur Wand sehend: „Ach, jetzt erkenne ich erst das Porträt! Oh, Vater — diese gräßliche Person! Diese Nacht war sie hier — und dann hat sie mich vorher so erschreckt, daß ich die Besinnung verlor . . . Aber der kleine verrottnete Herzog von Arles hat mich auch belogen — vielleicht wußte er es nicht besser, denn er ist ja erst dreißig Jahre tot . . . Aber nun — o bitte — gebt mir Tee und Biskuit. Ich bin so entseßlich ausgehungert.“

Sie phantasiert, hatten die Anwesenden — jetzt waren die Polizei, Jim, Misses Stable und ein paar Bediente auch in dem engen Raum — zuerst gedacht. Aber der gesunde Wunsch nach leichter Nahrung ließ sie aufstehen.

„Ist Henry Clifford nicht hier?“ fragte Brigitte, die Hand des Vaters haltend, wie aus sicherer Geborgenheit heraus, ohne alle Ziererei. Der Duke erhob sich.

„Vielleicht machen die Herrschaften ein wenig Platz“, bat er befehlenden Tones, „damit mein Sohn . . .“ Er schwieg. Ihm kam in den Sinn, daß Brigitte ja noch gar nicht wußte, daß sie Henrys Braut sei. Die Fremder entfernten sich.

Nur Jolly, der Polizeihund, der sich mit ruhiger Selbstverständlichkeit zu Brigittes Füßen gelegt — er wußte genau, daß er diesmal keinen Verbrecher geheßt hatte — verharrte in seiner wohlverordneten Stellung.

Jim kam schon mit Tee und leichtem Gebäck.

Er setzte das Brett mitten zwischen die Sachen der Herzogin von Arles, und dann verließ auch er das bisher noch unbekannte, geheimnisvolle Gemach des Schlosses. Man war „unter sich“.

Henry reichte Brigitte das Tablett.

Sie ließ sich mit dankbarem Lächeln — aufgelöst in das Glück des „Wiedergefundenseins“ — von ihrem Vater füttern, wobei sie nicht hindern konnte, daß ihr die Tränen über die schmalgewordenen Backen rollten.

„Hat Misses Stable . . .?“ fragte sie.

„Nein — der Hund . . .“, antwortete Holm.

„Kann ich nun schlafen — in meinem Bett?“

„Alles, Brigitte — alles, was du willst.“

„Und du bleibst bei mir — auch während ich schlafe, Vater?“

„Ich bleibe bei dir — auch wenn du schläfst.“

„Und wenn ich aufwache — ist Henry nicht wieder fort?“

„Wenn der Herr Senator erlaubt — ich bleibe im Vorzimmer“, versicherte Henry.

„Oh, Henry!“ sagte Brigitte aus der Fülle tiefster Erlebnisse heraus.

Man sah sich an.

Sie war doch überreizt und schwer nervös, die kleine Gitta . . .

Holm trug sie in ihr Zimmer, und Sofia half ihr beim Auskleiden und Baden.

Dann lag sie auf ihrem hohen und fürstlichen Lager, hielt die Hand des Senators und bat noch einmal:

„Laß mich nicht wieder allein, Vater — daß ich nicht noch einmal verloren gehe . . .“

Er versicherte es ihr mit Wort und Händedruck — voll Glück empfindend, daß — wenigstens heute noch — er seinem Kinde am nächsten stehe.

Als nach einigen Stunden der Arzt, den man gerufen, das Zimmer verließ, sagte er draußen zu dem unruhig harrenden Henry:

„Morgen ist sie wieder ganz gesund! Noch ein paar Augen voll Schlaf. Noch ein wenig leichte Speise! — und alles ist eingereckt. Sie hat eine glückliche Konstitution, das Fräulein Schwester . . .“

Er hatte Holm für den Duke gehalten, denn die Ähnlichkeit der beiden jungen Leute — Henry hatte ihn im Vorzimmer empfangen — täuschte auch ihn.

Am anderen Tage — gegen zwölf Uhr — alle waren bereits im Salon versammelt — führte Holm seine Tochter in ihren Kreis. Der Arzt aus Hyères schien recht zu behalten. Brigitte war gesund und frisch; von einer leichten Blässe der Wangen — einer Ubergroße der Augen abgesehen, konnte man nicht merken, was sie durchgemacht hatte.

Frau Ellen war gespannt, sie kennenzulernen. Man hatte Brigitte in Rücksicht auf ihre nervöse Erschöpfung gestern nichts erzählt, und sie wußte nicht, daß Henrys Mutter anwesend sei.

Als der Senator mit seinem Kind den Salon betrat, erhoben sich die anderen unwillkürlich — und der junge Carl, der die ganze Nacht auf einer Chaiselongue in Brigittes Vorzimmer zugebracht, während der Senator in einem weiten und bequemen Sessel an ihrem Bett erträglich geruht hatte — ging ihnen — errötend — einige Schritte entgegen.

„Ich hoffe, Sie fühlen sich wieder völlig wohl, liebe Brigitte“, sagte er, sie förmlicher als sonst begrüßend.

Sie sah ihn ein bißchen verwundert an, begriff aber, daß die Anwesenheit so vieler anderer Personen seinen Umgangston bestimmte, und blickte sich im Kreise um.

Sie verneigte sich leicht und immer noch nicht ohne eine gewisse feindselige Reserve vor ihrem „Entführer“. Sie wußte ja nicht, wie nett er sie in ihrer Ohnmacht umjorgt hatte — und erblickte in dem Moment, wo sie die gerechtfertigte Misses Stable begrüßen wollte, die Duchesse.

Sie sah eine sehr jugendliche und schöne Frau, die ihr eine fünfundschwanzigjährige zu sein schien — und wandte sich verwundert und etwas schmolend an ihren Freund.

„Oh — aber Henry!“, sagte sie vorwurfsvoll, „und Sie sagten mir, Sie hätten keine Schwester . . .“

Die Herzogin errötete über und über.

„Sie irren sich, liebes Kind — ich bin Henrys Mutter“, bekannte sie kühn. Aber der Kuß, den sie dem jungen Mädchen auf die Stirn hauchte, war voll wahrer Herzlichkeit.

Brigitte hatte die Sympathie ihrer Schwiegermutter durch diese ganz offensichtlich spontane Bemerkung für immer gewonnen.

„Und wann kann ich nun nach Hause?“ fragte naiv Brigitte den Herzog, als man nach dem Lunch wieder ganz „in der Familie“ war. Sie hatte sich daran gewöhnt, in ihm ihren Kerkermeister zu sehen.

Goyle sah Holm an — und Holm Goyle. Man hatte so schön über sie verfügt.

War es nicht doch vielleicht eine schwierigere Sache, als sie beide geahnt, dieses junge Mädchen zu verheiraten? Sie hatten beide die Vorstellung gehabt, Henry und Brigitte wie ein regelrecht verliebtes Pärchen vorzufinden. Statt dessen verkehrten die beiden in durchaus ruhigen und kameradschaftlichen Formen miteinander. Nicht ohne Herzlichkeit. Aber es schien die Herzlichkeit zwischen Bruder und Schwester. Sie wurden nicht rot, wenn sie zusammen sprachen, wechselten keine verstohlenen Blicke und schienen durchaus zurechnungsfähige junge Leute. Goyle und Holm, die ihrerseits nach dem Stil um die Jahrhundertwende verliebt gewesen waren, kannten sich nicht aus. Die Duchesse freilich, die in Übung geblieben war und alle Moden mitgemacht, wußte Bescheid. Mit Behagen sah sie die Verlegenheit der beiden Herren.

Nun, dachte Holm, ich hätte meine Zustimmung gegeben — der junge Mann ist wirklich charmant. Aber nötig haben wir es ja nicht . . .

Und Goyle seufzte: Wenigstens bin ich nicht gewählt worden. Da läme es auf einen kleinen Skandal nicht an. Bis zur nächsten Periode ist doch längst alles vergessen . . .

Laut sagte er: „Ich hoffe, Sie zürnen mir nicht mehr wegen meiner Gewalttat.“

„Oh!“, sagte Brigitte bedenklich, „es war wirklich

sehr wenig angenehm für mich. Und ich will nur hoffen, daß es nicht alles umsonst war.“

„Wie meinst du das, Brigitte?“ fragte Holm überrascht.

„Ich meine, daß der Prozeß nun auch wirklich gewonnen wird, nach all der Placerei, die ich davon gehabt habe.“

„Ich bin entschlossen, die Sache dranzugeben. Sie verführt mich in alle Fehler und Torheiten der Leidenschaft — und ich beginne zu zweifeln, ob es jemals möglich sein wird, den Beweis zu erbringen, daß das Testament des alten Henry Arles widerrufen wurde“, gestand der Duke.

„Oh!“, flammte Brigitte auf. „Aber haben Sie denn . . . Ach, Sie wissen nicht — was ich weiß . . . Ich werde erzählen . . .“ Und sie sprach von den Erlebnissen ihres Traumes, als ob es kein Traum gewesen wäre, sondern pure Wirklichkeit.

Der Senator deutete das an. Aber das junge Mädchen wehrte energisch diesen Einwurf ab.

„Mit den Fächern hat er sich ja freilich geirrt — ich habe gesucht und gesucht — und es war keine Feder — kein Knopf zu finden. Ich weiß nicht, ob es sich überhaupt um die Erbschaft handelt — aber diese alte Hexe Sibylle schien mir — wie, kann ich nicht mehr sagen — so etwas anzudeuten. Und wo ihr Bild, genau wie ich es im Traum sah, in dem verwunschenen Zimmer hängt . . .“

„Du hast es eben vorm Einschlafen schon bemerkt und — vergessen“, sagte der Senator, der entschieden geneigt war, das Vorhandensein vierdimensionaler Dinge zu leugnen.

Brigitte schüttelte den Kopf. „Nein, Vater — gewiß nicht. Auch trägt sie ja mein Medaillon. Das heißt — mit anderen Steinen . . . Oh, wir sollten das Zimmer noch einmal gründlich untersuchen. Wer weiß, was diese hämische Person Wichtiges darin geborgen hat!“

„Auffällig ist ja in der Tat“, begann zögernd der Herzog, „daß niemand etwas von dem Raum gewußt hat. Ich kenne alle Familienschriftstücke. Es findet sich keine Andeutung. Und diese Sibylle ist tatsächlich dieselbe, von der ich Ihnen bereits erzählte, Herr Senator . . .“

„Ja — und das Medaillon? Er sagte — meines wäre das echte.“

„Wenn Sie mir erlauben wollten, es einmal zu betrachten?“

Brigitte löste es vom Hals und reichte es vertrauensvoll dem Herzog.

Mit eigenartig bitteren Gefühlen empfing der es. Nun hielt er in den Händen, was er seit dreißig Jahren gesucht — und nun erschien es ihm wertlos.

Er gestand sich in diesem Augenblick, daß er selber eigentlich nie — ganz gewiß aber jetzt nicht mehr — an die Möglichkeit geglaubt, den Prozeß zu gewinnen — daß er ihm nur ein kostspieliger, aber hochinteressanter Sport gewesen . . .

„Es mag sein — ich bin sogar überzeugt, daß dies Medaillon das alte — echte ist“, sagte er nachdenklich — „trotz der anderen Steine. Wie ich höre, stammen Sie mütterlicherseits aus einer hannoverschen Adelsfamilie — und das Medaillon ist Ihnen von Ihrer Mutter übergeben worden. Diese alten Familien hatten zur Zeit der hannoverschen Könige viel enge Verbindung mit dem englischen Adel. Und da dies Medaillon, wie Sie sagten, immer von der ältesten Tochter des ältesten Sohnes auf die älteste Tochter des ältesten Sohnes der nächsten Generation vererbt wurde, durch mancherlei Hände gegangen sein — immer vorausgesetzt, daß dieser Modus durch die Jahrhunderte und Jahrzehnte wirklich innegehalten wurde. Es kann — ja, es wird wahrscheinlich das sein, das ich suche — das ursprünglich den Arles gehörte. Aber wenn es das wirklich ist: was nützt es mir in meinem Prozeß? Es ist augenscheinlich nicht zu öffnen . . . und —“

„Drücken Sie auf den Solitär“, wiederholte Brigitte unter einem seltsamen Zwang die Worte ihres nächstlichen Kavaliere. (Fortf. folgt.)

Veränderte Schau.

Wo ich am Regentag gegangen,
aus schwülem Moos der Brodem stieg,
die Tannen tropften grau verhangen
und Nebelwildnis mich umschwieg —
da schritt ich nun vom Tau umfunktelt:
Welt, ich erkenne dich nicht mehr!
Erdbeeren glühn. Die Akei dunkelt
purpurn. Vom Fichtenaste quer
zur Fichte läßt das Fichhorn über
und in der Tannen schwarzes Grün
leuchten die Schneefelder herüber
mit ihren Spizen Alpenflühn . . .
Der See! Du Aussicht, lang entbehrte,
im Schnitt der Täler! Schauensglüd!
Schmerz, wie vernebelst du die Erde!
Freude, wie weifest du den Blid!

Leo Sternberg.

Kirmes.

Von Dr. Georg Kuhn.

„Bei dö Vent is jeden Tag Kirrtag!“ sagt der Osterreich, wenn er ein Schlaraffenleben kennzeichnen will, und schon im Mittelalter wurde das Wort Kirmes gleichbedeutend mit Fest überhaupt gebraucht, sodaß man die Kindtaufsfeier, Kindeskirmes und die Fastnacht Karrentkirchweih nannte. Jubelnde Ausgelassenheit und sinnstrophes Genießen offenbarten die Darstellungen der Kirmes vom Bauern-Breughel bis zu Rabens, und noch heute ist die Kirmesfeier vielfach das beliebteste Fest des ganzen Jahres. In den protestantischen Ländern Niederdeutschlands ist das von Luther stark angegriffene Fest freilich fast überall ausgestorben oder zu einem bloßen Jahrmartstrummel, einer Tanzbelustigung geworden. In Mitteldeutschland jedoch wird die „Kermesse“, „Kirmes“, „Kirnse“, „Kirms“ oder, wie der Thüringer sagt, das „Maniosst“ noch begangen. Der Franke feiert seine „Körbe“, der Alemanne seine „Kilbe“, der Bayer und Osterreich die „Kirda“ oder „Kirta“, der Böhme die „Kirwa“ und der Schwabe läßt sich seine „Fest- oder Allerweltsferbe“ nicht nehmen. Mit der „Kirchweih“, deren Feier dem Wort (Kirmes = Kerlen-Wisse, d. h. die am Kirchweihstag gelebte Messe) zu Grunde liegt, hat aber das Fest ursprünglich nichts zu tun. Es ist eine uralte germanische Herbst-Feier.

Bei den alten Germanen war nach dem Einerten der Früchte und dem Einbringen der Herden von den Weiden der Schluß des Jahres dar, und so wurde in der ersten Hälfte des November das große Jahresabschlussfest gefeiert, bei dem man sich nach den Mühen der Erntearbeit so recht gütlich tat. Aus diesem altheidischen Jahresabschlussfest, das mit seinen letzten Ansläusern im Weihnachtsfest seine Wiederauferstehung feiert, ist auch die Kirmes entstanden, die als das Erntefest im Herbst erhalten blieb. Die mannigfachen Lustbarkeiten, die sich den Schmausereien zugesellten, mögen z. T. aus altheidischen Opferfestlichkeiten, die mit dem germanischen Jahresabschlussfest verbunden waren, entstanden sein. Man hat auch als Urbild der Kirmes die Gerichtstage unserer Vorfahren herangezogen, die im Herbst stattfanden und an denen der ganze Gau mit Gelagen und Volksspielen Anteil nahm. Jedenfalls fand das Christentum in der Herbstzeit bereits ein großes germanisches Fest vor, und dies war so fest eingewurzelt, daß die Geistlichen an eine Ausrottung nicht denken konnten. Sie setzten daher nach den Vorschriften des römischen Bischofs in die ersten Tage jener Festzeit, also in den Oktober, eine Feier zum Gedächtnis der Einweihung der Kirchen, die Kirchweih, die mit besonders feierlicher Messe verbunden war. In den Städten knüpfte sich schon früh an dieses Kirchensfest der herbstliche Jahrmart, und das weltliche Wesen überwucherte bald wieder völlig den religiösen Anstrich, den man ihm gegeben hatte. Die Kirmes wurde tage- ja wochenlang ausgedehnt, und die Hauptstätte der Gelage und Gastereien war das Gotteshaus, worüber die Prediger der Reformationszeit bewegliche Klage führten. Karl V. verordnete daher bei einer Strafe von 50 Gulden, daß die Kirmes nicht länger als einen Tag gefeiert werden dürfe und im 18. Jahrhundert suchte Josef II. die Unsitte der vielen Kirchweihfeste dadurch aufzuheben, daß er einen festen Tag, den 2. Oktober, für die Feier verordnete. Seitdem wurde die Kirchweih noch weiter vor ins Jahr nach Michaelis hin gelegt, vielfach schon in den September, wodurch die Kirmes stark das Gepräge eines Erntefestes bekommen hat.

Die Kirmes ist heute nicht nur Herbst- und Erntefest, sondern das beliebteste Gemeinde- und Familienfest der

Bauern. Da kommen von allen Seiten Verwandte und Bekannte zum Besuch, und wer die meisten Gäste im Haus hat, genießt das meiste Ansehen. Das Gesinde hat in dieser Zeit gute Tage, und sogar der Verstorbenen wird gedacht, indem man ihre Gräber besucht und sie mit Weihwasser besprengt. Große Vorbereitungen werden getroffen, und in manchen Ortschaften dreht sich alles so um die Kirmes, daß man die Ereignisse des Jahres nach ihr berechnet, ein halbes Jahr von den Vorbereitungen und dann ein halbes Jahr von ihrem Verlauf spricht. In jeder Wohnung wird gewaschen und gepuht, geschlachtet und gebaden, wobei vielfach besondere Kirmesgebäde in Brauch sind. Kinder und Dienstboten bekommen neue Kleider. Die Burschenschaft des Dorfes wählt besondere Festordner, die sog. Platzburschen oder Kerbmänner, die von „Platzjungfern“ unterstützt werden. Das Recht, die Kirmes abzuhalten, wird von der Gemeinde an manchen Orten meistbietend versteigert; in neuester Zeit freilich nehmen die Wirte dies Recht meistens für sich in Anspruch. Die Burschen versteigern oder verlosen auch die Mädchen untereinander, und die so Vereinten gehören für das Fest und den Tanz zusammen. Die Dauer beschränkt sich jetzt gewöhnlich auf einen, höchstens auf drei Tage. Ab und zu reitet noch der bekränzte Kirmesbitter von Haus zu Haus; meistens aber wird der Beginn der Kirmes acht Tage vorher von der Kanzel verkündet. Nicht selten geht eine Vorfeier voraus; manchmal folgt der Hauptkirchweih eine Nachkirchweih.

Nun ist der ersehnte Tag herangekommen. Vom Turm flattert die Fahne, und zur Eröffnung des Festes bewegt sich am frühen Morgen ein lustiger Umzug durch die Gassen, die frisch geteert sind. Der Ortsobrigkeit, dem Pastor, dem Lehrer werden Ständchen gebracht; die heranziehenden Burschen, die sich in allerlei Tiergestalten verkleidet haben und von Musikanten sowie vom Hauswurst und Brischmeister begleitet sind, sammeln Kuchen, Speß, Eier und auch andere Naturalien ein. Ein feierlicher Gottesdienst, bei dem die Aufmerksamkeit aber meist nicht groß ist, gibt dem Tag die Weihe. Die Hauptfreuden enthalten sich beim Tanz, der am Nachmittag auf dem Gemeindeplatz unter der großen Linde seinen Anfang nimmt und dann im Wirtshaus fortgesetzt wird. Die Paare, mit Kirmessträußen von Blumen und Flittergold geschmückt, ziehen in langer Reihe auf. Die ersten drei Tänze tanzen mancherorts, so in Baden, die „Kilbeknaben“ mit ihren „Kilbekmädchen“ allein. Überhaupt werden mit Vorliebe die alten Volkstänze nach eigentümlichen Weisen aufgeführt. Neben dem Tanz ist der Jahrmartstrudel immer mehr in den Vordergrund getreten, und man findet auf dem Festplatz alles, was das Herz begehrt. Da werden Ringlämpfe veranstaltet und Wettrennen, Bogelschießen und Jähnenreiten. Freudenfeuer flammen in die Luft. Alles mögliche wird ausgelant, ausgelegt, ausgespielt und ausgeschossen. Besondere beliebte Kirmesergnügen sind das Hammelreiten und das Hahnenschlagen. Im feierlichen Zug wird aus der Herde ein Hammel herausgeholt, mit roten Bändern ausgeputzt und unter lautem Kling und Klang von dem mit einem langen Messer versehenen Fleischer auf einem Stein geschlachtet. Der Braten wird gemeinschaftlich verzehrt und um das Fell des Hammels ein Wettrennen oder Wettlaufen veranstaltet. Ein Hahn wird mit Drehschlegeln erschlagen oder auch ausgelant. Ist in der Bevorzugung von Hahn und Hammel, den Tieren der Fruchtbarkeit, bergits der Erntekarakter der Kirmes betont, so noch mehr in dem Kirmesbaum, der an den Fruchtbarkeitsbrauch des Waldbaines anknüpft. Dieser mit Kränzen, Blumen und Bändern, Eiern und Wärcen geschmückte, heimlich aus dem Walde geholte Baum wird umtanzt, und die an seiner Spitze lodenden Gewinne werden in Wettklettern erobert.

Wenn alle Lust und aller Jubel verrauscht sind, wenn das Ende des schönen Festes naht, dann wird die Kirmes in feiner symbolischen Handlung begraben oder auch verbrannt oder ins Wasser geworfen. Der Festtag wird entweder durch einen der Kirmesburschen verkörpert, der als Popanz verkleidet ist, oder durch eine künstliche Figur, einen Strohmännchen oder eine Strohfigur. Im Kreise Homburg wird ein Bursche mit Erbsenstroh umwickelt und muß im Laumeln und Hinstürzen das Krautwerden und Sterben der Kirmes darstellen. Als Abzeichen trägt diese symbolische Figur meistens ein Glas oder eine Flasche mit Wein oder Bier, bisweilen auch ein Stück Kuchen und bunte Spielsachen, die an die Freude des Festes erinnern. Diese Dinge werden mit begraben oder mit der Strohfigur verbrannt. Damit aber der traurigen Schlusszeremonie die Hoffnung auf eine fröhliche Wiedertehr des Festes nicht fehle, findet sich vielfach der Brauch, daß die „vergrabene Kirmes“ zu Beginn der Feier im nächsten Jahr wieder ausgegraben wird, und so knüpft sich bereits an das Ende des Festes der Hinweis auf die Freuden des künftigen.

Wild-, Wald- und Weidmannsbilder.

Jagd im Monat Oktober.

„Dunstschwaden ziehn in Hain und Hagen,
Die Nebelfrau spinnt ihr Gebreit,
Der Brunsthirsch trägt den schwarzen Kragen
Und stellt sich vor die Suhle breit.

Auf stillem Anstz in den Föhren
Erbebt vor Lust des Jägers Herz,
Hört er der Hirsche dumpfes Röhren
Im Stimmenchor des Waldkonzerts.

Da Knack's und prassel's in den Büschen
Und Kronenenden schimmern weiß,
Die Büchse spricht ihr Wort dazwischen
Und in die Farne sidert Schweiß.

Verendet liegt der Hochgemute —
Zäh kreist des Bussards Flügelschlag.
Der Jäger trägt den Bruch am Hute
Und grüßt beglückt den jungen Tag.“

So singt Josefine Moos, die Dichterin des Waldes und der Jagd, in ihren prächtigen „Weidmannsbildern“, die sie vor kurzem in einem stattlichen Bande hat erscheinen lassen („Im Zeichen Sanft Hubert“, Goerres-Verlag Koblenz a. Rh.).

Es ist eine herrliche Zeit für den Weidmann: dieser Oktober-Monat! Noch ist die Brunst des Rotwildes im Gange, erst gegen Mitte des Monats geht sie zu Ende.

Dann beginnt in den Damwild-Revieren die Brunst. Um meinen Wohnsitz im alten Reichs- und Kaiserforst „Drei-Eich“ ist jetzt wieder ein ganz guter Bestand an Damwild in freier Wildbahn vorhanden. Vor dem Kriege wurde der Bestand auf 400 Stück geschätzt, die französische Besatzung hat dann fürchterlich darunter gehaust. Jetzt zieht das Damwild wieder durch die weiten Waldungen; auch das ritterliche Schwarzwild ist gut vertreten, so zeigt der große Reichsforst, in dem Karl der Große, die Karolinger, die Sachsen- und Hohenstaufen-Kaiser, die Habsburger und Wittelsbacher einst gejagt haben, wieder einen erfreulichen Wildbestand.

Damshausler sollten erst von Ende August an und nur, wenn sie gefegt haben, geschossen werden; im September steht der Damhirsch in der Feiheitszeit und ist bis Mitte des Monats Oktober jagdbar, wo die Brunst beginnt, in der das Wildbret einen starken Brunstgeschmack annimmt. Ende November endigt die Brunstzeit des Damshauslers. Gewiß, die Jagd auf den Damhirsch hat nicht den Reiz, den die Jagd auf den brunstenden Rothirsch umgibt. Der Damshausler kündigt nicht durch den mächtigen Brunstschrei des Edelhirsches seine Herrenrechte an. Es ist ein abwechselnd an- und abschwellendes Rollen, das der Damhirsch hören läßt; es ertönt lange Zeit ununterbrochen, mal leiser, mal stärker.

Den meisten Jägern und Naturfreunden ist das Damwild nur aus Gehegen und Wildparks bekannt. Dort gewöhnt es sich sehr leicht an den Menschen, wird sehr vertraut, und äußert oft eine gewisse Neugier. Es ist aber falsch, hieraus auf das Verhalten des Damwilds in freier Wildbahn Schlüsse zu ziehen! Hier bestimmt es sich ganz anders! Es ist nichts weniger als vertrauensselig, vielmehr misstrauisch und scheu, sodaß ein alter, gewitzter Schausler dem erfahrenen Jäger dieselbe Mühe macht wie ein Rothirsch. Wer das Damwild schlecht hin als dumm und dreist bezeichnet, der hat es keinesfalls in freier Wildbahn gesehen und beobachtet. Das Damwild muß schon vor beinahe tausend Jahren in Deutschlands Wäldern heimisch gewesen sein. Auf Klosterfischen kannte man Damwildbraten schon im 10. Jahrhundert, wie aus Ekkehard's „Ishgebeten“ hervorgeht. (Imbellem dammam faciat benedictio summam.) Das Vorkommen von Damwild in der Schweiz und im Elsaß ist durch mittelalterliche Urkunden belegt; der Damhirsch wurde im Althochdeutschen dāmo oder tamo genannt. Von der Eiszeit bis etwa zum 3. oder 4. nachchristlichen Jahrhundert fehlt das Damwild in Europa. Nach dieser Zeit wurde es von den Römern in römische Provinzen Nordafrikas und Europas (Oberien, Gallien, Germanien) gebracht. In Frankreich läßt es sich um das Jahr 480 urkundlich nachweisen, in Deutschland zur Merowinger-Zeit und unter Karl dem Großen, sowie unter den Sachsenkaisern. Vom Rhein kam es im 11. Jahrhundert nach Dänemark, von dort nach England. Der deutsche Abt Rumpel vom Kloster Bormbach erwähnt in seiner Aufzählung des Wildstandes in seinem

Waldbesitz, der an den mächtigen Neuburger Wald angrenzte, die beiden Wildstier-Arten: den Ur und den Wisent, den Elch und den Hirsch, sowie „damas“, also das Damwild; diese Niederschrift stammt vom Ende des 15. Jahrhunderts. In Kurhessen muß es während des 16. Jahrhunderts spärlich gewesen sein, weil der Landgraf im Jahre 1570 aus Dänemark 70 Damhirsche bezog.

Im Jahre 1629 zählte man — offenbar in einem Wildpark — in Hessen-Darmstadt 674 Stück.

Der dreißigjährige Krieg hat in Hessen und wohl auch anderwärts das Damwild vernichtet, doch nicht dauernd, denn zu Anfang des 18. Jahrhunderts zeigte es sich wieder zahlreich: 800 Stück wurden 1730 abgeschossen. Um dieselbe Zeit (1729) rühmt der bayrische Chronist Reichelbed die Damhirsche als ein besonderes Wertstück des Partenkirchener Alpenlandes. „Ihr Fleisch sei ein früher nicht bekanntes feines Essen. (nova voluptas.) Und in Menge fänden sie sich. Oft seien sie auf den Felsen-Kuppeln in Rudeln von 200 Stück zusammengeschart und dann leicht zu schießen.“ Das dürfte wohl klassisches Jägerlatein sein! Ein Weidmann des Alpenlandes wird diesen riesigen Bären mit großem Behagen dem gelehrten Herrn Chronikschreiber aufgebunden haben!

Unser Damwild, das in den Vorkriegsjahren von vielen Jägern mißachtet wurde, ist seit dem Kriege erheblich an Ansehen gestiegen! In früheren Jahren haben sich Weidmänner, die gut besetzte Damwildreviere besaßen, um den Abschluß dieser „Ziegen“ oder „Ziden“ nicht gekümmert. Der Abschluß wurde Jagdgästen oder dem Jagdschulpersonal überlassen. Heute wird ein guter Schausler ebenso hoch gewertet, wie ein jagdbarer Edelhirsch. Das ist auch nur richtig, denn wer die Gewohnheiten des Damwilds in freier Wildbahn kennt, der weiß, daß die Erbeutung eines Kapitalshauslers an die Ausdauer des Jägers dieselben Anforderungen stellt wie die Jagd auf den hochgeweihten Edelhirsch.

Leider wird gerade den Damhirschen gegenüber schwer geübt, das heißt, man läßt die Hirsche nicht alt genug werden, sodaß ihr Geweih sich meist nicht richtig entwickeln kann. In den meisten Staatsforsten wird dies schöne Schalenwild mit besonderer Sorgfalt gepflegt, aber die angrenzenden Gemeindejagdpächter sind leider oft diesen Hegebestrebungen unzugänglich und schießen an den Grenzen alles wahllos ab.

Im übrigen bietet der Monat Oktober jagdliche Freuden in reichem Maße! Am 1. Oktober beginnt in vielen deutschen Staaten die Halenjagd, in manchen Ländern, wie in Hessen, Württemberg u. a. ist der 16. Oktober der dies irae für den armen Löffelmann. Die Rebhühner haben jetzt prächtig „geschilbert“ und der Schuß auf ein Pfeilschnell streichendes ausgewachsenes Huhn ist eine andere Kunst, wie das langsame Schützenfeuer auf die jungen Hühner Anfang September. Auch der Fasan hat geschilbert und ist jagdbar. Der „Vogel mit dem langen Gestalt“ ist wieder auf der Wanderschaft; auf dem Zuge nach den Winterquartieren rastet die Schnepfe bei uns. Auf dem Abendstand, beim Buschieren und auf der Treibjagd wird sie eine gern begrüßte Beute. Die Wildenten werden auf dem Einsall, bzw. auf dem Strich geschossen. Auch die Schonzeit des „Bergmanns“ unter den Tieren des deutschen Waldes, des „Meister Grimbart“ ist in vielen Staaten unseres Vaterlandes beendet. Der Einstiedler wird am Bau gelegentlich des Anfluges morgens oder abends geschossen, häufig auch im Bau gegraben!

Jetzt beginnen die „Stöberjagden“, die „Drückjagden“, das „Kriegeln“ in dem in allen Farben schillernden Herbstwald! Dazu Weidmannsheil!

Wußten Sie das schon?

In Uruguay gehören dem Staat die Eisenbahnen, die Dampferlinien, die Verjagämter, die Banken, die Versicherungsgesellschaften, die Hotels, die Gaswerke usw. Selbst die Nachtclubs sind im Staatsbesitz.

Die kälteste Stadt der Welt ist Jakutsk, der wichtigste Verkehrsvorposten in Nordostsibirien. Man hat dort als kälteste Temperatur minus 64 Grad festgestellt. Trotz dieses ungestaltlichen Klimas hat die Stadt etwa elftausend Einwohner.

Bakterien können in einer Tiefe von mehr als tausend Metern unter der Erdoberfläche leben. In einer Kohlengrube hat man kürzlich Bakterien in einer Tiefe von 1089 Metern gefunden. Bis dahin hatte man nicht gewußt, daß Bakterien in Steinkohle existieren können.